

## Naturgewalten

Zuerst war ich geneigt, als Überschrift für diese Betrachtung »Kräfte der Natur« zu verwenden. Doch diese Formulierung schien mir dann doch zu moderat für die Beschreibung der schrecklichen Auswirkungen, die der tropische Wirbelsturm »Katrina« in den Südstaaten der USA hatte. An einem einzigen Tag schlug das Naturphänomen so gewaltig zu, dass selbst die auf Hurrikans ständig vorbereitete Gegend völlig hilflos war und viele Menschenleben zu beklagen hatte, abgesehen von den Vermögensschäden in Milliardenhöhe.

Zugegeben, in ihren Auswirkungen – so schlimm sie auch sind – ist diese Katastrophe mit der Tsunami-Flutwelle der Jahreswende in Südostasien nicht zu vergleichen. Aber die Gewalt der Naturkräfte, mit der jetzt wieder menschliche Behausungen überschwemmt oder zum Einsturz gebracht wurden, hat ähnliche Ausmaße erreicht.

Es kann nicht geleugnet werden, dass Naturkatastrophen sich in letzter Zeit häufen. Die weitflächigen und zerstörerischen Überschwemmungen in Österreich und der Schweiz und die durch außergewöhnliche Trockenheit verursachten riesigen

Waldbrände in Portugal geschahen ja auch erst vor kurzem. Die Ausschläge der Naturerscheinungen neigen zu immer größeren Extremen.



Zwar wird von Klimaforschern vorgebracht, dass vielfach menschliches Handeln für diese Ausschläge verantwortlich seien, zum Beispiel durch den ständig wachsenden Verbrauch fossiler Brennstoffe oder durch den bedrohlichen Kahlschlag von Wäldern, doch diese

Erklärung allein wird den geschilderten Ereignissen nicht gerecht.

Schon immer hat es auf der Erde Naturkatastrophen gewaltigen Ausmaßes gegeben, denken wir nur an das vermutlich durch Meteoriteneinschlag ausgelöste Artensterben der Saurier. Doch in der Neuzeit haben sich die Menschen mehr und mehr in dem Glauben gewiegt, sie könnten die Kräfte der Natur durch ihre technologischen Erfindungen und



Errungenschaften »in den Griff« bekommen und zügeln. Wie sich jetzt wieder herausgestellt hat, ist das ein Irrglaube und eine Fehleinschätzung.

Auch wenn an allen möglichen Stellen Sicherungen in unsere Lebenswelt eingebaut werden,

auch wenn immer stabilere Baustoffe entwickelt, immer höhere Dämme gegen Hochfluten oder Abfangzäune gegen Lawinen gebaut werden – viele dieser Maßnahmen erweisen sich oft als so wirkungslos wie etwa der Versuch einer Ameise, sich gegen den Stiefeldruck eines Wanderers zu schützen.

Wir Menschen müssen lernen, demütig zu erkennen, dass wir nicht an die Stelle des himmlischen Schöpfers treten können. In allem, was wir tun, ist uns die Natur wolkenkratzerhoch überlegen. Wir vermögen zwar die Gefahr eines Hurrikans voraus zu berechnen, aber es wird uns nie gelingen, ihm seine zerstörerische Kraft zu nehmen.

Wie wirken sich wohl solche Gedanken auf unser religiöses Gottesbild aus? Ist es ein zorniger Gott, der mit »ägyptischen Plagen« die überheblichen Menschen strafen will? Manche Fundamentalisten mögen das so sehen, doch für mich ist ein solches Gottesbild unvereinbar mit meinem Glauben. Die im Universum herrschenden riesigen physikalischen Kräfte haben doch im Grunde erst die Möglichkeit geschaffen, dass menschliches Leben auf diese Erde kommen konnte. Erdbeben, Sturmfluten, Wirbelwinde und Feuersbrünste erscheinen uns zwar als sinnlos vernichtende und zerstörerische Naturgewal-

ten, im universalen Maßstab sind sie jedoch gerade das Gegenteil davon: formende, gestaltende und Leben ermöglichende Kräfte. Ohne sie wäre die Erde eine kalte und öde Steinwüste.

Den Bewohnern von New Orleans, deren Hab und Gut in einer Nacht in den Fluten unterging, können solche Gedanken verständlicherweise nicht über ihr Leid und ihre Verzweiflung hinweg helfen. Sie hatten Angst um ihr nacktes Überleben ausstehen müssen. Doch wir anderen alle, die wir vor eigenem Schaden bewahrt worden sind, müssen uns bei ruhiger Überlegung eingestehen, dass die Gefährdung menschlicher Existenz zu unserem Menschsein dazu gehört. Letztlich sind wir Menschen insgesamt immer noch »unbehaust«, allerdings in weit geringerem Maß als in der Frühzeit der Jäger und Höhlenbewohner.

Wir müssen weiterhin mit der Erkenntnis leben, dass wir in unserer Behausung auch heute noch gefährdet sind. Aber wir dürfen davon ausgehen, dass die sogenannten Naturkatastrophen Erscheinungen von Naturgesetzen sind und nicht Geißeln eines zürnenden Gottes. Sie können uns zu einem Zeichen der Größe dieser Schöpfungswirklichkeit werden und zu einer ernststen Warnung vor menschlicher Überheblichkeit.

*Peter Lange*

*In Australien heißen Wirbelstürme Zyklone, im Atlantik Hurrikane und im Pazifik Taifune. Es sind spiralförmige Tiefdruckgebiete, die sich speziell in den Tropen zu riesigen Wirbeln auswachsen können. Ihre Energie beziehen sie vom warmen Ozean. Wasser verdunstet und kondensiert in der Höhe zu Gewitterwolken. Dabei werden große Energien frei, die die Luftmassen antreiben.*

## Hunger und das tägliche Brot

### Gedanken eines jungen Menschen zur Vaterunser-Bitte

Das Erste, was mir als jungem Menschen beim Thema »Hunger« einfällt, ist die Erkenntnis, wie gut es uns doch geht. Ich denke, dass von uns Jugendlichen bisher noch keiner echten Hunger leiden musste. Was heißt denn dann »Hunger« für uns? Für die Älteren hat Hunger vielleicht eine ganz bestimmte Bedeutung. Ich denke dabei an die Generation, die noch den Zweiten Weltkrieg miterlebte und in dieser Zeit nicht immer genug für drei Mahlzeiten am Tag hatte. Ja, uns geht es in der westlichen Welt heute im Allgemeinen sehr gut. Hunger ist kein ernsthaftes Problem, mit dem wir uns konfrontiert sehen – und Unterernährung ist eher ein psychologisches Problem als eines der schlechten Versorgung. Und dennoch beten wir in jedem Gottesdienst: »Unser tägliches Brot gib uns heute«.

Bekanntlich stammt das Gebet aus einer ganz anderen Zeit und anderen Verhältnissen als heute. Hat deshalb die Bitte um Brot für uns heute überhaupt noch Gültigkeit oder ist sie schon längst überholt? Um diese Frage zu klären, muss man sich klar werden was »unser tägliches Brot« denn bedeuten soll. Natürlich ist damit in erster Linie das Grundnahrungsmittel gemeint. Wir bitten – jeden Tag aufs Neue – darum, genügend zu essen zu haben.

In der Umgangssprache steht »Brot« aber nicht nur für Nahrung, sondern auch für den Lebensunterhalt allgemein.

Damit symbolisiert »Brot« alles, was mit der Existenz des Menschen zu tun hat. »Trocken Brot und Wasser« meint die Grundbedürfnisse des Menschen, die man nicht einmal einem Verbrecher vorenthalten darf. »Broterwerb« ist gleichbedeutend mit menschlicher Arbeit. Der Arbeitgeber ist der »Brötchengeber« oder »Brotherr«. Eine »brotlose Kunst« ist eine Tätigkeit, die nichts einbringt. Mit Brot kann also mehr gemeint sein als nur das pure Nahrungsmittel, das uns am Leben erhält. Kann es nicht auch bedeuten: *Brot ist alles, was wir brauchen, um zu leben, alles, was unser Leben lebenswert macht?* Eugen Drewermann schreibt in seinem Buch »Das Vater Unser«:

- »Unser tägliches Brot –
- das sind die lächelnden Augen des Menschen, den wir lieben,
- das ist ein Händedruck oder ein freundliches Wort,
- das ist eine Aufmunterung, wenn uns die Arbeit schwer fällt,
- das ist die zögernde Hoffnung des Kranken, dass es bald wieder Tag wird,
- das ist der erste Spaziergang eines Genesenden auf dem Korridor eines Spitals,
- das ist der treue und traurige Gang zu den Gräbern verstorbener Lieber.

*Von all dem leben wir, tagaus, tagein.  
Das ist unser tägliches Brot.«*

Ich finde, das trifft sehr gut, wie man diese Bitte aus dem Vaterunser verstehen sollte, so dass sie auch für uns heute noch Bedeutung hat. Denn es ist keineswegs selbstverständlich, dass wir das alles genießen können. Und darum bitten wir eben: »Unser tägliches Brot gib uns heute«.

Dass mit Brot noch viel mehr gemeint sein kann, wird einem auch bewusst, wenn man sich mit weiteren Bibelstellen befasst. So zum Beispiel mit der Speisung der 5000, bei der Jesus die fünf Roggenbrote segnet, bevor er sie von seinen Jüngern verteilen lässt – am Ende bleiben 12 Körbe davon übrig. Oder beim Abendmahl – auch hier hat das Brot seine ganz eigene Symbolik. Wiederum hat Jesu hier das Brot gesegnet und dann verteilt. Schon im Alten Testament ist von »Manna« die Rede. Manna – das ist das Brot vom Himmel, das das Volk Israel jeden Tag findet, als es durch die Wüste zieht und kurz vor dem Verhungern steht. Spätestens aber wenn Jesus in Johannes 6,35 sagt: »Ich bin das Brot des Lebens, keiner, der zu mir kommt, wird jemals wieder Hunger leiden, und niemand, der an mich glaubt, wird jemals wieder Durst haben.«

Hier wird einem klar, was Nahrung alles sein kann. Hier geht es um viel mehr als einfach nur satt zu werden, hier

geht es um die geistige Nahrung, die jeder Mensch genauso nötig hat wie das tägliche Brot.

Genauso wie Brot mehrere Bedeutungen haben kann, kann man auch unterschiedliche Arten von Hunger verspüren: Hunger nach Anerkennung, Hunger nach Liebe, Hunger nach Leben.

Wenn wir deshalb Gott im Gebet um unser tägliches Brot bitten, dann geschieht das für mich nicht aus Angst davor, mit knurrendem Magen schlafen gehen zu müssen, sondern in der Gewissheit, dass durch die Botschaft Jesu von der Nächstenliebe dieser Hunger gestillt wird.

Zum Schluss möchte ich noch ein Gebet sprechen. Dazu wird ein Brotkorb durch die Reihen gehen, und ich möchte jeden Anwesenden bitten, sich ein Stück daraus zu nehmen. Dabei kann jeder selbst darüber nachdenken, was Brot für ihn bedeutet.

*Lebendiger Gott,  
lass dieses Brot, das wir zusammen  
essen, Zeichen des Friedens und der  
Gemeinschaft sein für alle, die es mit  
uns teilen.*

*So kommt mit dem Brot auch dein  
Wort zu uns, von dem wir leben.*

*Stefan Klingbeil beim Jugend-Gottesdienst  
der Tempelgemeinde Stuttgart am 3. Juli.*

*Man muss sein Brot mit gar nichts essen, mit nichts als Licht und Luft bestreut.  
Gefühle, die man ganz vergessen, Geschmack und Duft der Kinderzeit,  
sie sind im trocknen Brot beschlossen, wenn man es unterm Himmel isst.  
Doch wird die Weisheit nur genossen, wenn man den Hunger nicht vergisst.  
Eva Strittmatter*

## BIBELWORTE – NÄHER BETRACHTET

**Die Vorrangigkeit der Versöhnung**

*Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe. (Matthäus-Evangelium 5,23-24)*

Diese zwei Verse fassen den Kern der Lehre Jesu in ein einziges Bild, das mehr aussagt, als eine These es könnte.

»...dass dein Bruder etwas gegen dich hat« – es wird nicht gesagt, wer Schuld an dem Zwist hat, und das bedeutet: frag nicht nach der Schuld, geh hin, aber nicht im Bewusstsein, dass dein Bruder schuld ist und du ihm großzügig vergeben willst, sondern einzig mit dem Ziel der Versöhnung.

Das kann heißen: Lass das Vergangene vergangen sein und fang neu mit ihm an. Es kann auch heißen: rede mit ihm über das, was vorgefallen ist – oft zeigt sich dann, dass dem Streit ein Missverständnis zugrunde liegt. Im guten Fall verstehen beide, warum der andere so gehandelt hat; im schlechten versteht einer oder verstehen beide das nicht.

Zu einer Versöhnung gehören zwei – sie kann auch scheitern. Das wird hier nicht gesagt, und das heißt wohl: denk nicht daran, dass es so kommen könnte, geh einfach hin, mit allem guten Willen, den du aufbieten kannst, das ist die beste Chance, dass es gelingt.

Lass deine Gabe vor dem Altar, geh zuerst und versöhne dich mit deinem Bruder, und danach komm wieder und opfere deine Gabe. Schon der vordergründige Sinn ist revolutionär: das, was für einen frommen Juden das Wichtigste sein musste, das Opfer, die Versöhnung mit Gott, ist zweitrangig; wichtiger ist die Versöhnung mit dem Bruder.

Ich denke aber, es bedeutet noch mehr: dein Opfer ist wertlos, solange du dich nicht mit deinem Bruder versöhnt oder doch alles dir Mögliche dafür getan hast. In biblischer Sprache: Gott nimmt das Opfer nicht an. In heutiger: ein unüberwundener Zwist mit einem anderen, der uns nahe steht, belastet uns, lähmt uns, selbst dann, wenn wir uns dessen nicht bewusst sind, auch gegenüber anderen Menschen, auch gegenüber Gott.

Für Jesus – und damit für uns – ist die Beziehung zu Gott untrennbar verknüpft mit der Beziehung zum Menschen, zum Bruder. *Brigitte Hoffmann*

*Wer von unseren Lesern seinerseits Gedanken und Überlegungen zu einem Bibeltext hat, ist herzlich eingeladen, solche zur Veröffentlichung an die Schriftleitung einzusenden. Sie sollten allerdings nicht länger als eine »Warte«-Seite sein.*

## KLEINE GESCHICHTEN AUS DER GESCHICHTE

**Wie der Tempel nach Russland kam**

*Wenn im Mitgliederkreis hin und wieder geklagt wird, dass eine Gemeinschaft wie die unsere doch nichts bewirken könne im Weltgetriebe, bin ich geneigt, das ermutigende Beispiel der ersten Gemeinde der Templer in Kirschenhardthof zu nennen, die lediglich aus neun Familien bestand, aber drei Schulen betrieb und Anhänger nicht nur in Deutschland, sondern auch in fernen Ländern wie Nordamerika und Südrussland geworben hatte. Welchen Weg diese Ausbreitung der Tempelideen nahm, möchte ich am Beispiel Südrusslands aufzeigen.*

Im nördlichen Vorland des Kaukasus-Gebirges hatten Tempelanhänger insgesamt vier eigene Siedlungen gegründet: *Tempelhof* und *Orbeljanowka* (1868) sowie *Olgino* und *Romanowka* (1898). Tempelhof und Olgino waren Gründungen ehemaliger Mennoniten, während die Siedler von Orbeljanowka und Romanowka aus dem evangelischen Württemberg kamen. In der Siedlung *Wohldemfürst/Alexanderfeld* lebten sowohl Templer als auch Angehörige der Mennoniten-Brüdergemeinde.

In Russland gab es in jener Zeit zahlreiche Mennoniten-Dörfer, deren Bewohner von der russischen Zarin Katharina II. zur Ansiedlung vor allem auf den dünn besiedelten Steppen nördlich des Schwarzen Meeres angeworben worden waren. Eine Häufung von Siedlungen gab es um den kleinen Fluss *Molotschna* mit dem Gemeinde-Mittelpunkt *Gnadenfeld*.

In Gnadenfeld (die Siedlung hieß so, weil man es als eine Gnade empfand, hier den Bedrückungen im Herkunftsland Preußen entgehen zu sein) hatte sich in den 1850er Jahren eine Initiative gebildet, die eine Privatschule mit höhe-

ren Klassen ins Leben rufen wollte, die es bisher an der Molotschna nur an einem einzigen Ort gab. Die Hauptinitiatoren dieser Schule waren *Nikolai Schmidt* (der spätere Gründer der Tempelkolonie Jerusalem, Großvater des Tempelvorstehers gleichen Namens) und *Johann Schmidt* (sein entfernter Verwandter, Schwager des Haifaner Lehrers Friedrich Lange).

Um eine solche höhere Schule zu betreiben, brauchte man natürlich fähige und gut ausgebildete Lehrer. Zum Zwecke der Lehrerausbildung schickte man den 20-jährigen Gnadenfelder Jüngling *Johannes Lange* (älterer Bruder von Friedrich Lange) 1858 für einige Jahre in die »Paulus'sche Anstalt« auf dem Kirschenhardthof. Diese Ausbildungsstätte für angehende Missionare hatte Nikolai Schmidt anlässlich einer Deutschlandreise kennen gelernt und für so gut befunden, dass er sie dem mennonitischen Streben nach besseren Schulen in Russland dienlich machen wollte.

Der besagte Johannes Lange verbrachte nun drei Jahre in der »Evangelistenschule« und kehrte 1861 wieder nach Gnadenfeld zurück. In diesen drei

Jahren muss er von der Tempel-Ideologie wohl sehr stark beeindruckt worden sein, denn er veröffentlichte gegen Ende seiner Ausbildung in der »Süddeutschen Warte« (Nr. 14 und Nr. 17 / 1861) zwei aufrüttelnde »Rundschreiben« an seine Mennoniten-Brüder, in denen er an sie appellierte, von ihren Zwistigkeiten und sittlichen Schäden in den Gemeinden abzulassen. Es müsse ein neuer Grund gelegt werden, und die neue Ordnung bestehe darin, »dass unsere Prediger Prediger werden wie die Propheten, dass unsere Ärzte Ärzte werden wie die Apostel, dass unsere Schulzen und sonstigen Gemeindevertreter Leute werden wie Moses und David und dass unsere Familien und Gemeinden werden wie die in der ersten Christenheit«.

Die Veröffentlichung erfolgte in der »Süddeutschen Warte«, weil die konfessionseigenen »Mennonitischen Blätter« eine Annahme seines Appells offenbar verweigert hatten, worauf er erwiderte, »dass er deswegen nicht schweigen könnte«. Verständlicherweise verursachten seine Aufrufe in der »Warte« unter dem Mennoniten beträchtliche Unruhe, die noch dadurch verstärkt wurde, dass Johannes auf seiner Rückreise in der Auswanderer-Kolonie Hoffnungstal in einer Gemeindeversammlung eine Rede über die »neue Ordnung« hielt.

Er muss wohl davon ausgegangen sein, dass die Gedanken des Tempels in das Mennonitentum integrierbar seien, denn er antwortete auf entsprechende Fragen, dass er sich weiterhin der Mennonitischen Kirche zugehörig fühle und

kein Anhänger von Christoph Hoffmann geworden sei. Auf entsprechende Intervention von Nikolai und Johann Schmidt, die wohl nichts Verwerfliches an seinen Aufrufen fanden, gelang es, einigermaßen wieder Ruhe bei den erhitzten Gemütern der konservativen Mennonitenführer herzustellen, denn Johannes Lange wurde im August 1862 dann tatsächlich an der neu eröffneten Privatschule in Gnadenfeld als Lehrer angestellt.

Doch der innere Friede währte nicht lange. Dem Gemeinde-Ältesten *August Lenzmann*, der auch die religiöse Aufsicht über die Privatschule zu haben glaubte, missfiel, dass Lange am Sonntag Bibelstunden für Kinder hielt, an denen auch Erwachsene teilnehmen konnten. Lenzmann argwöhnte, dass der Lehrer hier Ältestenfunktionen ausübte, die ihm nicht zustanden, und verlangte, dass Erwachsene zu seinem Unterricht nicht zugelassen werden dürften. Lange protestierte dagegen, und der Fall kam vor das »Fürsorge-Komitee« (die übergeordnete Behörde für die ausländischen Siedler in Russland), das den Lehrer wegen Ungehorsams im Januar 1863 seines Dienstes enthob und zu einem Arbeitsdienst im Gebietsamt in Halbstadt verurteilte.

Es war vielen in der Gemeinde klar, dass Lenzmann in unchristlicher Weise das Feuer geschürt hatte, das jetzt in ihrer Mitte ausgebrochen war. So konnte man unter Brüdern nicht miteinander umgehen. Es kam zum Bruch zwischen den konservativen und den progressiven Kreisen, und die Sympathisanten von

Johannes Lange, zu denen neben Nikolai und Johann Schmidt auch sein Bruder Friedrich, sein Vater und etliche Angehörige aus den Familien Dück, Hausknecht und Fast zählten, erklärten am 6. April 1863 ihre Trennung von der Gnadenfelder Mennonitengemeinde. August Lenzmann schrieb zwei Tage später in einem Brief an den allseits angesehenen Nikolai Schmidt: »O mein lieber Bruder, wie betrübst Du mich, wie bekümmert Du die Gemeinde, durch die der Herr Dich einst zu dem köstlichen Amte berief, das die Versöhnung predigt.«

Nach fünf Monaten wurde Lange auf Intervention seiner Gesinnungsfreunde aus der Arbeitshaft entlassen und durfte wieder in seinen Schuldienst zurückkehren. Doch neues Ungemach drohte: Johannes verheiratete sich mit der evangelisch getauften Emma Jauß, einer Tochter des Kirschenhardthöfer Schullehrers Jauß., was für konservativ eingestellte Mennoniten ein Ärgernis war. Die Gegner der Templer-Mennoniten suchten und fanden Gründe, wie sie die unliebsamen Brüder bei den Behörden anschwärzen und unter Verruf bringen konnten. In einer Bittschrift des Lehrers Friedrich Lange an Generalgouverneur von Kotzebue heißt es: »Hohe Exzellenz, es kann uns nicht gleichgültig sein, ob für uns und unsere Nachkommen in einem Lande, welches unser wahres Vaterland geworden ist, dieselbe Religionsfreiheit herrscht, wie sie Juden, Muhamedaner und Heiden genießen, oder ob wir uns, sobald wir uns in der Religion irgendwie von dem Gebiete einer schon

in Verfall geratenen Sekte entfernen, der Verhaftung und den religiösen Verfolgungen aussetzen, die uns als Schwächen verwichener Jahrhunderte in der Geschichte verzeichnet sind.«

Doch alle Eingaben und Petitionen halfen nichts. Das Zerwürfnis unter den Mennoniten war unüberbrückbar. So entschlossen sich die templerischen Mennoniten 1868, Schule und Wohnsitz an der Molotschna aufzugeben, sich auch räumlich von ihren intoleranten Mennonitenbrüdern zu trennen und eine eigene selbständige Gemeinde im Nordkaukasus zu gründen. Diese erhielt den Namen »Tempelhof«.

Johannes Lange blieb ein angesehenes Mitglied dieser Gemeinde. Er hatte in seiner Kirschenhardthöfer Zeit sicher nicht daran gedacht gehabt, dass er einstmals der Auslöser einer größeren religiösen Bewegung unter den Deutschen in Russland sein würde. 1902 ist er, erst 64 Jahre alt, von einem Behördengang in Sankt Petersburg kommend, bei seinem Schwiegersohn Johannes Pankratz gestorben.

In Deutschland leben noch einige seiner Nachkommen, wie z.B. der Urenkel Harry Lange (Bruder unseres verstorbenen Mitglieds Robert Lange) und die Urenkel Eugen, Paul und Woldemar Pankratz.

*Peter Lange*

*Die vorstehenden Angaben basieren auf Informationen aus der »Süddeutschen Warte« und aus der sehr ergiebigen Quelle von Franz Isaac, »Die Molotschnaer Mennoniten«, Halbstadt 1908.*



## Gemeinde in neuem Gewand

### Templer in Australien entscheiden sich für Umorganisation

*Seit drei Jahren ist von einem Planungsausschuss an einer Umstrukturierung der TSA-Organisation gearbeitet worden. Renate Beilharz, ein Mitglied dieses Ausschusses, hatte uns bei ihrem Stuttgart-Besuch im Frühjahr Einzelheiten des Plans erläutert. Die Planer verfolgten das Ziel, die aus der alten Zeit übernommenen Gemeinde-Strukturen den inzwischen veränderten Lebensverhältnissen anzupassen und das jetzige Gemeinschaftsleben auf eine breitere Grundlage zu stellen.*

In vielen Arbeitssitzungen waren neue Ideen entwickelt, diskutiert, überprüft, revidiert oder wieder verworfen worden. Seit längerem hatte man die Entwürfe auch den TSA-Mitgliedern bei zahlreichen Gelegenheiten vorgestellt und erläutert. Am 31. Juli ist der Verfassungsentwurf nun in einer Außerordentlichen Mitgliederversammlung zur endgültigen Abstimmung gegeben worden. Eine überwältigende Mehrheit hat sich dabei für seine Annahme ausgesprochen. Gleichzeitig wurden die bisherigen Gemeindegremien von Bayswater-Boronia sowie Bentleigh-Moorabbin in ihrer Wirksamkeit für beendet erklärt.

Obwohl die Gemeinden Bayswater-Boronia und Bentleigh-Moorabbin dem Namen nach nun nicht mehr bestehen (die Gemeinde Sydney bleibt für eine Übergangslösung noch erhalten), heißt das nicht, dass es ab jetzt keine Tempelgemeinde mehr in Australien gibt. Der Gemeindebegriff steht in Zukunft vielmehr für die *gesamte* TSA (Temple Society Australia – an Independent Christian Community).

Was hat sich nun seit früher geändert, und weshalb wurde dieser Umstrukturierungsprozess überhaupt in Gang ge-

setzt? Seit langem waren Entscheidungen im Gewirr von Zuständigkeitsfragen unnötig verzögert oder verhindert worden. Es gab in der TSA verfassungsmäßig eingesetzte Gemeinderäte; dann Untergruppierungen wie Frauenkreis, Kegelklub, die bestimmten Gemeinden zugeordnet waren, aber oftmals in gleicher Form in mehreren Gemeinden existierten; ferner Gruppierungen wie Jugendgruppe, Heritage-Gruppe, Chor, die von keiner Einzelgemeinde getragen waren; und schließlich Institutionen wie die Verwaltung, die Tempel-Zentralkasse (den juristische Vermögensverwalter der TSA) oder den Ältestenkreis. Alle diese Strukturen sollten dem Gemeinwohl dienen, verfügten aber nicht über klare Kompetenz- und Verantwortlichkeits-Abgrenzungen. Letzten Endes mussten die Entscheidungen alle von der Gebietsleitung getroffen werden, die verständlicherweise dadurch überlastet war und ein schnell funktionierendes Gemeinschaftsleben unnötig verzögerte.

Die neue Organisation beruht nun auf dem Gedanken, dass die Gebietsleitung in Zukunft verkleinert wird und sich nur noch mit *grundlegenden Richtungsentscheidungen* befasst. Die eigentliche

Arbeit wird dezentralisiert und auf eine Anzahl eigenständig wirkender Arbeitsgruppen mit entsprechender Kompetenz und Verantwortlichkeit (»Focus Groups«) verlagert, deren Mitglieder von der Mitgliederversammlung gewählt werden. So gibt es zum Beispiel Arbeitsgruppen für religiöse Arbeit, für Soziales, für Jugendfragen, für Kultur und Geschichte und für Öffentlichkeitsarbeit. Alle schon bestehenden Untergruppen (»Interest Groups«) werden einer bestimmten Arbeitsgruppe zugeordnet, die zukünftig über die Verwendung der Haushaltsmittel sowie anstehende neue Projekte und Unternehmungen entscheidet.

Damit ist der äußere Rahmen geschaffen, um die Lasten, die ein Gemeindeleben mit sich bringt, auf viele Schultern zu verteilen (und zwar auf solche, die für den entsprechenden Bereich besonders geschult oder talentiert sind) und neuen Initiativen Raum zu geben. Es kann zukünftig keine Initiativen mehr geben, die wegen unübersichtlicher Zuständigkeiten oder »langer Wege« von vorn herein zum Scheitern verurteilt sind.

Die Entscheidung der TSA zu einer Neuorganisation stellt einen mutigen Schritt zur Bewältigung neuer Anforderungen an die Gemeinde dar. Die von früher her gewohnte hierarchische Struktur der Entscheidungsträger ist aufgegeben worden. In einer Zeit, in der auf Eigenverantwortlichkeit großer Nachdruck gelegt wird, kann dies auch nicht anders sein. Das Bild vom Tempel mit seinen »lebendigen Bausteinen« legt ja ein Denken nahe, nach dem alle Mit-

glieder in der für sie möglichen und geeigneten Weise einen Beitrag zum größeren Ganzen leisten.

Die erwähnte Planungsgruppe hat hier eine Menge »Zukunftsarbeit« verrichtet, indem sie ohne Scheu vor eingefahrenen Strukturen neue denkbare Möglichkeiten ins Auge gefasst hat. Wir dürfen die TSA dazu beglückwünschen, dass sie solche Mitglieder in ihren Reihen hat. Ob sich die neuen Organisationsformen bewähren, wird die Zukunft zeigen. Jedenfalls darf nicht zu schnell der Stab über sie gebrochen werden, ehe nicht ausreichend Zeit zur Erprobung gegeben worden ist.

Unter den Templern, die nach dem Verlust ihrer alten Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg neue Gemeinden aufgebaut haben, ist immer wieder die Frage erörtert worden, wie denn wohl eine Tempelgemeinde der Zukunft aussehen und beschaffen sein müsste. Im Zeitalter schneller und bequemer Verkehrs- und Kommunikationsmittel sind *neue* Möglichkeiten der Gemeinschaftsbildung gegeben. Das zeigen unsere Erfahrungen im gegenwärtigen Gemeindeleben der TGD. Warum sollte also das, was die Freunde in der TSA jetzt ansteuern, nicht vielleicht die »Gemeinde der Zukunft« sein? Die Struktur allein wird es nicht bewirken können, es kommt auf den Geist an, der darin herrschen wird.

*»Lasset uns am Alten,  
so es gut ist, halten,  
aber auf dem alten Grunde  
Neues bauen jede Stunde.«*

*Peter Lange, Tempelvorsteher*